

Ivan Cankar
AUS DER VORSTADT



Ivan Cankar
Foto: Avgust Berthold

Ivan Cankar, geb. 1876 in Vrhnika (Oberlaibach), gest. 1918 in Ljubljana, war der bedeutendste und einflussreichste slowenische Autor der Moderne. Er verbrachte zwischen 1896 und 1909 insgesamt mehr als elf Jahre in Wien und thematisierte das Leben in der Großstadt in einer Vielzahl von Erzählungen und Romanen. Als streitbarer Satiriker, Essayist und politischer Denker trat Cankar gegen intellektuellen Provinzialismus und politischen Opportunismus in jeglicher Form auf, was ihm immer wieder Anfeindungen von Seiten der Kritik, aber auch politische Repressalien von Seiten der österreichischen Behörden einbrachte.

Erwin Köstler, geb. 1964, Übersetzer slowenischer Literatur und Literaturwissenschaftler, lebt in Wien. Zu den von ihm übersetzten Klassikern gehören neben Ivan Cankar Vladimir Bartol, Slavko Grum, Srečko Kosovel, Prežihov Voranc und Vitomil Zupan. An zeitgenössischen Autorinnen und Autoren sind u. a. Franjo Frančič, Drago Jančar, Mojca Kumerdej, Sebastijan Pregelj, Andrej E. Skubic und Breda Smolnikar zu nennen. Köstler wurde für seine Arbeit mehrfach ausgezeichnet.

Ivan Cankar

Aus der Vorstadt

Erzählungen aus Wien

Übersetzung aus dem Slowenischen,
Nachwort und Anmerkungen
von Erwin Köstler



Übersetzung: Erwin Köstler, Wien
Korrektorat: Evelyn Bubich, Wien

Layout & Satz: Verlag Johannes Heyn
Druck & Herstellung: Florjančič tisk, Maribor, Slovenia

Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn.
Verlag Heyn Ges.m.b.H. & Co KG
Friedensgasse 23, 9020 Klagenfurt am Wörthersee, Österreich,
www.verlagheyne.at, office@verlagheyne.at

© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2026
ISBN 978-3-7084-0723-4

Printed in EU

Der Übersetzer bedankt sich für die Zuerkennung eines Arbeitsstipendiums durch das Bundesministerium für Wohnen, Kunst, Kultur, Medien und Sport der Republik Österreich sowie eines Übersetzer:innenstipendiums durch die Stadt Wien.

Der Verlag dankt allen Förderern für ihre Unterstützung, insbesondere der Öffentlichen Buchagentur der Republik Slowenien, Javna agencija za knjigo RS.

Inhalt

Melancholische Gedanken	7
Aus der Vorstadt	12
Im Morgengrauen	28
Die armen Blumen!	32
Rue des Nations	38
Nach Golgatha	43
Ein Unrecht	48
Zdenko Petersilka	55
Kein Zuhause	68
Vorstadt	80
Ein Unrecht	83
Die Sonne steht tief	90
Mariage	100
Der Blumenstrauß	111
Wechsel	116
Wie ich zum Sozialisten wurde	120
Ottakring (Romanfragment)	130
Von Ottakring nach Oberhollabrunn. Ein Ausflug	151
Nachwort	185
Anmerkungen	198
Quellen	204

Melancholische Gedanken

Der Himmel hat sich auf die Erde gesenkt, er hängt an den hohen Dächern wie ein endloses, fleckiges und zerfetztes Leintuch.

In diesen traurigen Zeiten geht man krank und nachdenklich durch die Gassen. Die Nerven sind müde, empfinden aber gerade deshalb fein und präzise. Die Augen sind trüb und matt, doch sie sehen, wie sie nie gesehen haben.

Eine lange Reihe Fiakergäule steht an der Straße und döst vor sich hin. Die Fahrer lesen, und aus ihren Augen schaut die Kanaille, ihre Krallen ragen aus den Fingern, die krampfhaft in das unschuldige Stück Papier geschlagen sind.

Ein unscheinbarer jüdischer Vagabund war in einem unscheinbaren böhmischen Städtchen wegen des Mordes an zwei Christenmädchen zum Galgen verurteilt worden. Der Prozess hatte fast zwei Jahre gedauert, und in dieser langen Zeit hatte die menschliche Kanaille ihre Orgien gefeiert. Tausende hatten nach dem Blut dieses unscheinbaren Juden gelechzt. Nicht, um der Gerechtigkeit oder irgendeinem anderen idiotischen Ideal »Genüge zu tun«; sie gierten nur nach dem Blut, nach dem roten, heißen Blut, weil die Kanaille es so befahl. Viel war von Gerechtigkeit und dergleichen die Rede gewesen, doch wir sind klug genug, um zu wissen, was diese lachhafte »Gerechtigkeit« ist.

Ich weiß nicht, was ich gäbe, um die Menge zu sehen, die die Fäuste hob und fluchte, als die Anwälte Hilsners aus dem Gericht kamen. Es war ein Moment, in dem der Mensch den geschickt zusammengeheuchelten Mantel der »Zivilisation« von den Schultern warf, und die Natur zeigte sich in ihrer ganzen Majestät. Ich selbst habe nur manchmal, für Au-

genblicke, gesehen, wie die Kanaille die künstlichen Fesseln sprengt. So sah ich einmal zu, wie sich Leute prügeln. Einer lag auf der Straße, und sein Freund stand daneben und trat auf den Blutenden und Bewusstlosen ein. Und während er das tat, umspielte seinen Mund ein unschuldiges, ganz kindliches Lächeln ...

Ich glaube fest und innig an den Ritualmord. Ich glaubte daran, als ich über die Gräuel der Spanischen Inquisition las, über die Verfolgung der Hugenotten und Albigenser in Frankreich, über die Vertreibung der Juden in England und Deutschland, über den Tod von Jan Hus und Giordano Bruno ... Hübsch viel Blut ist geflossen, und die nach verbranntem Menschenfleisch riechenden Flammen loderten hoch bis zum Himmel! So verlangte es angeblich die Religion, wenn es der Ritus nicht verlangte, dann verlangte es das Dogma!

Die Natur des Menschen bahnt sich frei ihren Weg, und niemand hat das Recht oder die Kraft, sie aufzuhalten.

Das hat etwas Großes und Triumphales an sich. Tausende Jahre wurde an diesem Mantel genäht und geflickt, um die Kanaille zu bedecken. Sie aber winkt mit dem kleinen Finger, winkt ganz leicht und wie im Traum – wo ist der Mantel geblieben? Man erkennt die Bedeutungslosigkeit jener »großen Werke des menschlichen Geistes«, die wir bei jeder feierlichen Gelegenheit mit rührenden Phrasen bemühen. Die Natur ist unveränderlich, Blut bleibt Blut.

Äußerungen der ungetrübten Natur nennen wir Rohheit, und wir entrüsten uns über sie. Offiziell zumindest, wenn wir auf dem Hauptplatz stehen in unserer ganzen mit Frack und Zylinder ausgestatteten Zivilisation. Insgeheim aber wissen wir selbst über den Wert und Unwert unserer banalen Phrasen Bescheid.

Letztes Jahr produzierten sich im Wiener »Venedig« weltberühmte Kämpfer. Das Publikum riss sich um die Eintrittskarten. Und was für ein Publikum! Man sah damals, dass der Mensch Fleisch ist und nichts anderes als Fleisch und dass all die Dummheiten, die ihn angeblich vom Tier unterscheiden, nur aufgesetzt sind und nur der menschlichen Neigung zum Vertuschen, Beschönigen und Heucheln entspringen. Alle Augen hatten denselben tierischen Blick, alle Lippen bebten in derselben körperlichen Genugtuung, als der hochberühmte Kara Ahmed seinen Gegner mit einer Kraft am Genick packte, dass diesem das Blut über den Rücken lief und seiner Brust sich der Schrei der verwundeten Bestie entriß ... Irgendeiner Wiener Zeitung schwante, dass etwas an der Sache mit den »Kulturheiligtümern« nicht in Einklang zu bringen sei; um die Kanaille zu rechtfertigen, schrieb sie von der Sehnsucht des Wiener Spießers nach klassischen Formen und verglich die Prügelei im Prater mit den olympischen Spielen der alten Griechen ...

Etwa zur gleichen Zeit kam ich damals zufällig in eine Menagerie. Der Dresseur spielte mit den Löwen wie mit jungen Kätzchen. Sie sprangen zahm und gehorsam um ihn herum; nur ein junges, ungewöhnlich schönes Tier blieb manchmal stehen, blickte sich um und röchelte so leise und furchtsam, dass es im Auditorium fast nicht zu hören war. Ich stand neben einer jungen Dame; ein weißes, zartes Gesichtchen, hohe Augenbrauen, volle, leicht geöffnete und bebende Lippen. Jemand lehnte sich schwer gegen meine Schulter, und gerade als ich mich umsehen wollte, schrien im Publikum ein paar Leute auf. Die junge Bestie im Käfig hatte sich erhoben, sie spreizte die mächtigen Pranken und es hatte den Anschein, dass im nächsten Moment etwas Furchtbares geschehen würde; für eine Sekunde traten dem Dresseur vor Angst die

Augen heraus, dann aber ließ er die Peitsche knallen, und die jungen Katzen spielten gehorsam und zahm wie zuvor ... Die Dame neben mir verzog das Gesicht, dass es roh und fast alt aussah, sie neigte sich zu mir und flüsterte: »Haben Sie sich nicht auch gewünscht ... dass es passiert?«

Seit einigen Monaten gibt es in der slowenischen Presse eine Polemik über die Aufgaben des Theaters. Jemand hat auf der Grundlage alter Theorien gefordert, dass das Theater eine »kulturelle Anstalt« sein müsse, andere widersprachen, doch sehr ungeschickt. Statt klar und offen zu reden, wie es sich gehört, verschanzten auch sie sich hinter dem schimmlichen Zaun der »Idealforderungen« und machten der menschlichen Natur nur ein paar verschämte Konzessionen. Aber man muss klar und offen reden. Die menschliche Natur verlangt Rohheit, verlangt Fleisch und Blut. Je mehr sich das Theater dem Zirkus und dem Tingeltangel annähert, umso besser erfüllt es seine Funktion. Das Publikum ist in diesen Dingen der einzig entscheidende Faktor; sein Geschmack ist Gebot und das Thermometer des Geschmacks ist die Kasse. In Wien versteht dies sehr gut der Direktor des Stadttheaters Müller-Guttenbrunn. Sein Haus ist Abend für Abend voll. Und die Stücke kosten ihn nichts; er zieht aus uralten Archiven das Ding heraus, das am rohesten und dümmsten ist, und das Publikum ist begeistert! Ich bewundere diesen Menschen.

Seit Kurzem ist der »größte Zirkus der Welt«, Barnum & Bailey, in Wien. Die Stadt ist mit Plakaten zugepflastert. Raubtiere, Monster, Akrobaten ...

Die durchtriebenen Journalisten reden schon davon, wie viel die Naturgeschichtskenntnisse des Wiener Spießers profitieren werden, obwohl sie genau wissen, dass Barnum & Bailey nur gekommen sind, um die Wiener Kanaille zu kitzeln. Der Zirkus bietet Platz für zehntausend Menschen ...

Die Kanaille liebt Raubtiere, gespreizte Pranken, blutrünstige Augen, natürliche Kraft; sie liebt Missbildungen, denn die Kanaille ist schadenfroh; sie liebt halsbrecherische Akrobatik, denn die Gefahr kitzelt ihre Nerven und sie erwartet in tierischer Gefühllosigkeit, dass der Körper des erschöpften Sklaven herunterfällt und dass Blut fließt aus dem zertrümmerten Leib ...

An allen Ecken, in allen Auslagen die großen roten Plakate, sie grinsen einen an, wohin man den furchtsamen Blick auch wendet. Sie alle sind beschmiert mit warmem Blut ...

Aus der Vorstadt

Anka kam aus jener Vorstadt, die bedeckt ist vom Rauch der großen Fabriken und vom Staub der ungespritzten Gassen, und wo es Leiden gibt, Armut und Sünde.

Ihr Vater war Vergolder gewesen. Vor einigen Jahren hatte es noch Arbeit für ihn gegeben, aber allmählich ging es bergab. Er dachte zu spät daran, sich in dem Großbetrieb zu verdingen, der die Kleineren verschlang wie der Fluss die Quellen. Er kränkelte dahin, war abgehungert und mürrisch, und so erhängte er sich eines Tages. Die Frau blieb mit den vier Kindern allein. Anka war die Älteste; sie war vierzehn und hatte gerade die Schule beendet.

Sie lebten in bitterster Armut, ruhig und still, weil ihnen die Armut im Blut lag. Sie haderten weder mit Gott noch mit den Menschen.

Anka war ein schwaches und kränkliches Kind, wie es sie in dieser Gegend massenhaft gibt. Sie war klein und zart wie eine Zehnjährige; die Bluse über der Brust hob sich noch kein bisschen, das Gesicht war schmal und weiß, ihr Blick ganz kindlich, neugierig und dumm. Zum einen war sie eine sorgende, erfahrene Mutter, zum andern ein zweijähriges Kind mit sonderbaren Wünschen. Sie arbeitete pausenlos von früh bis spät, versorgte den vierjährigen Bruder und die zwei jüngeren Schwestern, räumte auf und kochte. Die Mutter war Bedienerin; sie ging früh aus dem Haus und kam spät am Abend wieder. Wenn die Mutter da war, erwachte in der ersten Anka das Kind. Sie setzte sich müde und abgeschuftet hin und hätte am liebsten geweint, wie ein Kind eben manchmal weint, ohne zu wissen, warum.

Eines Tages fiel es der Mutter ein, Anka in eine Lehre zu geben; die jüngere Schwester war schon zwölf und würde

die Hausarbeit machen können; sie war sogar kräftiger als Anka.

So kam Anka zu Frau Riegl, um zu lernen, wie man Krawatten näht. Frau Riegl war ein großes und dickes Frauenzimmer mit Hängebacken und einem wuchtigen Doppelkinn; ihre kleinen und hellen Augen flitzten ununterbrochen herum und schimmerten im Gesicht wie zwei lebendige Tierchen. Anka fürchtete sich sehr vor der Herrin und bog und wand sich, wenn sie spürte, dass die Tierchen sie ansahen.

Dort nähten drei Mädchen, alle drei schwächlich, mager und blutleer; man konnte nicht sagen, ob sie fünfzehn oder dreißig waren; wohl wirkten die Gesichter alt, doch der Blick ihrer Augen war kindlich und die Körper waren nicht entwickelt.

Anfangs tat Anka sich schwer; ihre Hände waren ungeschickt, und sie führte die Nadel, »als stocherte sie in den Zähnen herum«. Doch sie gewöhnte sich und irgendwann ging die Nadel ganz von allein wie sie sollte. Die Kunst hielt sich in Grenzen. Jede Arbeiterin stellte ihren Teil der Krawatte her; die Älteste war schon drei Jahre bei der Herrin und wusste nicht, wie die Teile zusammengesetzt wurden. Sie saßen still da wie blutleere, stimmlose Maschinen, und die Hände hoben und senkten sich im Takt. So ging es von sieben Uhr früh bis sieben Uhr abends; so ging es einen Monat, ein Jahr, ein Leben lang.

Anka bekam am ersten Samstag zwei Kronen. Sie drückte sie in ihrer feuchten Hand und ihr Herz hüpfte dahin. Zwei Kronen – und schon sah sie die vielen Geschäfte in der Straße, es zog sie nach rechts und nach links. Plötzlich waren da ganz viele Konditoreien, und in den hohen Schaufenstern standen duftende, gelb gebackene Torten. Da waren auf ein-

mal ganz viele Läden, die draußen bunte Blusen und Spitzenhemdchen hängen hatten. Ja, sogar Juwelierläden taten sich auf, und lustig beglitzerten goldene Armbänder und Broschen ihre Wangen; und perlene Ohrringe gab es dort. Woher die vielen Geschäfte? Anka hatte sie nie bemerkt.

Sie kam heim, in der feuchten Hand die Kronen; die Mutter nahm das Geld, und schon am Abend war nichts mehr davon da. Anka wurde ganz elend ums Herz und ihre Augen begannen zu brennen; das Gesicht aber, zuvor schon rot und froh, fiel sofort wieder in sich zusammen. Sie weinte in jener Nacht im Schlaf; schlimme Träume quälten sie.

Die Geschäfte verschwanden wieder, Anka sah sie nicht mehr. Es gab nur noch das schrundige Vorstadttrottoir, die grauen, langweiligen Häuser und die hohen, scheußlichen neuen Gebäude, die geweißten Gefängnissen glichen; alles war wie davor.

Doch in Anka hatte sich etwas geregt, war erwacht. Als hätte ein Küken zum ersten Mal mit den Flügeln geschlagen, noch scheu und zaghaft um sich geblickt und Anstalten gemacht, sich aus dem Nest zu erheben.

In ihr war die Sehnsucht erwacht, weiß Gott wonach, nach etwas Lichtem, Sonnigem, nach gelben Torten, bunten Blusen und goldenen Armbändern, ja, goldenen Armbändern mit lustig klimpernden Anhängseln dran.

Bald darauf, nach einem Monat, löste Anka die Kollegin ab, die die Ware in die Stadt brachte. Mit einer großen, von einem Riemen zusammengehaltenen Schachtel ging sie Tag für Tag durch die endlos langen Gassen hinein in die Stadt, wo die Wege breiter wurden, wo es schöne Häuser und ein Geschäft ums andere gab, eines schöner als das andere. Um halb zehn ging Anka los, und um Mittag war sie zurück. Nur samstags ging die Herrin selbst und holte das Geld.

Aber einmal geschah es, dass die Herrin Anka das Geld holen schickte. Sie schärfte ihr ein, auf das Geld achtzugeben, das Geld nicht zu verlieren, das Geld genau nachzuzählen ... ja, das Geld. Anka brauste es in den Ohren: Geld ... Geld ... Geld. Geld ... das waren gelbe Torten, bunte Blusen, goldene Armbänder, ja, goldene Armbänder mit lustig klimpernden Anhängseln dran.

Wusste Anka, woher dieser Nebel kam? Ein Nebel leuchtete vor ihren Augen, überall um sie herum bebte es, fröhlich und licht, und ihr Herz hüpfte. Aber Anka wusste nicht, woher dieser Nebel kam und warum ihr Herz so hüpfte ... wie lachten sie aus dem Nebel, die lustig klimpernden Anhängsel!

Die Straße hinunter lachende Geschäfte, hohe, schöne Geschäfte, bis oben hin voll mit wunderbaren Sachen. Und auch die Menschen schmunzelten freundlich: »Anka holt das Geld ... das Geld ... das Geld ...« Und die Sonne strahlte, weil Samstag war und weil Anka das Geld holen ging.

In einem abgeteilten Raum, in dem es keine andere Einrichtung gab als eine lange rote Bank an der Wand, warteten schon viele Frauen auf die Auszahlung; schlecht gekleidete und magere Arbeiterinnen wie Anka und auch gut gekleidete Kundinnen, die sich ärgerten, weil der Schalter noch zu war. Hinter der verglasten Trennwand stand ein langer Tisch, an dem Frauen Stoffe zuschnitten, Manipulanten kamen und gingen. Dann kam der Kassier, ein dicker und großer Mensch mit kleinen, zwinkernden Augen und einem gutmütigen Gesicht, und öffnete den Schalter.

Er zahlte langsam, bedächtig aus; mit feierlicher Gebärde und hart, als nagelte er Krone auf Krone, zählte er das Geld auf das Büchlein und schob dieses dann übers Brett; die Arbeiterin nahm das Geld und trat in einen Winkel, um noch einmal nachzuzählen.

»Für Frau Riegl«, sagte Anka heiser und fast stimmlos. Der Kassier schaute in sein großes Buch und dann in das Büchlein.

»Sechsendachtzig Kronen ... ein ganzes Vermögen!« Er schmunzelte und blinzelte Anka an.

Anka nahm das Geld; eine Krone fiel ihr zu Boden, doch Anka hörte es nicht und schritt zur Tür.

»Du, dumms Mädel!«, rief eine dicke Frau. »Siehst nicht, dass dir was runtergefallen ist? ... Jesses, wie die das Geld haltet, die ist imstand und verliert einen Zehner!«

»Und nachzählt hats auch nicht!«, bemerkte eine andere Frau. »Ich tät solche Kinder nicht ums Geld schicken.«

Anka hob die Krone auf und begann nachzuzählen. »Sechsendachtzig Kronen ... sechsendachtzig Kronen ... sechsendachtzig Kronen ... Wo waren ihre Gedanken! Sie flatterten wie Falter, wie Schmetterlinge im Mittag, trunken und angenehm müde von der sonnigen Freude. Sie legte Geld und Büchlein in die Schachtel. Wie das beim Gehen auf der Stiege polterte! Die Kronen klangen hell und dünn, die Gulden mehr ernst und dick, und Anka glaubte sogar den feierlichen Bass der papierenen Zehner zu hören.

Als sie die Straße betrat, tat sich vor ihren Augen das Leben und das Vergnügen auf. Alles um sie herum war schön und alles lachte. Die Sonne schien herunter und Anka blickte zum Himmel auf, der das Licht verströmte, und lachte vor Freude: Es war das erste Mal, dass sie die Sonne sah.

Für den Anfang ging Anka in die Konditorei. Sie setzte sich an eines der marmornen Tischchen, und eine weiß gekleidete Bedienerin brachte ihr auf einem glänzenden Teller ein Stück von der gelb gebackenen Torte. Anka biss hinein: Wie süß das den Mund ausfüllte, wie weich es auf der Zunge zerging ... Sie aß, bis sie nicht mehr konnte, doch mit den Augen

hätte sie gern weitergegessen, mit der Zunge an der schönen gelben Kruste gelect.

Draußen gingen vornehm gekleidete Leute vorbei; Damen in langen, rauschenden Gewändern, mit breitrempigen, wunderschön dekorierten Hüten, mit durchbrochenen Sonnenschirmen in den Händen und Perlen in den Ohren ... und die Sonne schien, und alles war vornehm und froh.

Anka begab sich auf die Straße. Sie ging kreuz und quer, ein wenig faul und angenehm müde – das kam von der Torte. Sie betrat einen Juwelierladen, um sich Ohrringe zu kaufen, echte, aus Gold ... und ein goldenes Armband ... und eine goldene Brosche. Dort stand der Verkäufer, ein älterer, griesgrämiger Mensch mit Ziegenbart und starren Augen, Anka wagte ihn fast nicht anzusprechen.

»Was darf es sein, Fräulein?«, fragte er mit süßer Stimme – Anka erinnerte sich an den weißen Schaum in der Torte, der sich gezogen hatte wie ein Teig – und er sah ihr dabei unverwandt in die Augen.

»Eine goldene Brosche«, antwortete Anka.

Der Verkäufer lächelte und legte ein ganzes Fach Broschen vor sie hin.

Anka gushtierte und fand sie alle schön.

»Was kostet denn die da?«

Zwei vergoldete Täubchen standen auf einem vergoldeten Zweig und lehnten aneinander.

»Vier Kronen«, antwortete der Verkäufer und lächelte wieder.

Anka bezahlte die vier Kronen, doch das Armband und die Ohrringe kaufte sie nicht, weil der Verkäufer so griesgrämig war. Sie nahm sich vor, sie später zu kaufen, zu Pfingsten ... ja, zu Pfingsten das Armband und die Ohrringe und noch andere Sachen. Die Brosche aber legte sie in die Schachtel.

Der Verkäufer trat in die Tür und sah ihr nach. Sie ging rasch, mit winzigen Schritten, fast taumelte sie ein wenig, die kleine, magere, armselig gekleidete Anka mit dem komischen, altmodischen Hut, dessen Band ganz ausgebleicht und zerschlissen war.

An einer Ecke standen dicke Frauen mit Blumen; Anka stieg der Maiglöckchenduft wohltuend und schwer in die Nase und sie kaufte einen großen Strauß. Sie hielt zum ersten Mal Maiglöckchen in der Hand und ihr starker Duft be rauschte sie fast; ihr schwankte vor Augen, alles um sie herum war in ein schönes, mildes Licht getaucht. Die Häuser wirkten freundlich und festlich, und die Gesichter aller Menschen, die vorbeikamen, waren freundlich und gut.

Sie stieg in den Omnibus, um durch diese heitere göttliche Welt zu fahren. Der Wagen ratterte schwerfällig dahin, er rüttelte und schwankte. Droschken sausten vorbei, auf dem Gehsteig wand sich ein endlos langer Menschenzug, und als der Omnibus auf eine breite Straße gelangte, bimmelten große rote Tramwagen vorüber. Dies war eine ganz und gar fremde Gegend; die Leute, die hier gingen und in Kutschen und Tramwagen fuhren, sahen ganz anders aus; süß und leicht war Anka zumute, weil sie unter ihnen saß und auf dieser unendlich langen, schönen Straße fuhr.

Da tauchte vor ihren Augen etwas Wunderbares auf: Der Omnibus hielt, und dort gab es Bäume, wirkliche grüne, buschige Bäume, kein Vergleich mit den verstaubten und kranken Kastanien, die in den Vorstadtparks vor sich hindämmerten. Auf einmal endete die Stadt, die Straßen mündeten in herrliche Alleen und kleine, liebliche Wäldchen waren zu sehen.

Anka stieg aus und eilte in den Park. Sie ging rasch, immer weiter; es wurde immer stiller, das dumpfe Rauschen der

Stadt erstarb in der Ferne und schon blies ein weicher, kühler Wind, schon wisperte es rundherum und vibrierte; das grüne Laubwerk hielt seinen Plausch, schwankte manchmal, wenn ein kleiner bunter Vogel mit den Flügeln schlug, aufstieg und davonflatterte.

Das ist der Wald, dachte sich Anka und in ihrer Brust wurde es irgendwie weit, so weit, dass sie am liebsten geschrien hätte. Die Sonne stand hoch und wollte sich fast schon wieder neigen; Licht ergoss sich durchs Laub auf den weißen, sandbestreuten Weg, der mit Schatten überzogen war wie mit wunderlichen Teppichen und Spitzen. Bald stieg der Weg an und verengte sich, die Bäume standen immer niedriger und näher beisammen. Für Anka, die das Rauschen der Stadt gewohnt war, war es still wie in der Kirche.

Vom Glück, von der wohlriechenden Luft im Park und vom langen Gehen war Anka müde. Weit vorn zwischen den Bäumen leuchtete ein weißes Haus, und Anka begab sich dorthin. Vor dem Haus standen Bänke und Tische, ein paar Leute saßen im Schatten und der Kellner kam eben heraus, in der Hand zwei Krügel mit schäumendem Bier. Auch Anka setzte sich an einen der Tische, weil sie durstig und müde war, und der Kellner brachte ihr Bier. Er fragte sie, ob sie zu essen wünsche, und Anka fiel ein, dass sie hungrig war. So bestellte sie sich auch Käse und Brot.

Als Anka das Bier getrunken hatte, benebelten sich ihre Augen und die Welt rundherum verhängte ein silbrig schimmernder Schleier; wohin sie auch blickte, es leuchtete wie aus der Ferne, hinter nebelhellen Bergen hervor. Es behagte ihr; ihr träger Körper war erschlaft und sie rührte keine Finger, doch ihr Mund lächelte wie im Traum, auf den Wangen brannten rote Flecken und die Augen waren weit offen, glasig und ruhig.

Jetzt müsst ich bald heim, dachte sie, doch sie bewegte sich nicht. Es war fast nicht zu sehen, wie die Sonne sank, doch bei genauerer Betrachtung sah man, wie sie abnahm und mit großer Geschwindigkeit am Haus vorbei und das Dach hinuntereilte, hinterm Laub von Ast zu Ast fiel und fast schon den niedrigen Hügel dort in der Ferne berührte.

Der Kellner kam, und Anka machte die Schachtel auf. Nur noch Zehner waren in dem Büchlein, und Anka gab dem Kellner einen. Er drehte ihn in der Hand und sah Anka misstrauisch an.

»Haben Sie es nicht klein?«, fragte er.

»Hab ich nicht!«, antwortete Anka und sah ihn verwundert an.

Er ging mit dem Zehner ins Haus, und Anka dachte sich: Ob er jetzt wiederkommt, oder ob er mir damit davonrennt?

Er erschien wieder in der Tür, und mit ihm erschien der dicke Wirt. Dieser sah Anka an, zuckte die Schultern, dann zuckte auch der Kellner und begab sich zu Anka, in seiner Hand klimperten silberne Kronen. Er zählte das Geld auf den Tisch, und Anka gab die Kronen in die Schachtel und machte sich auf den Weg. Beide, Kellner und Wirt, standen und sahen ihr nach, bis sie im Park verschwunden war.

Es war kühler, der Weg war schon ganz im Schatten. Anka beeilte sich, damit ihr nicht die Dämmerung zuvorkam. Wie der Tag verflogen war – wie im Traum: Er huschte vorbei, ganz sonnenfroh, und schon dunkelte die Nacht. Sie ging rasch, manchmal lief sie sogar, dass die Kronen in der Schachtel nur so hüpfen. Jetzt waren mehr Leute im Park; sie kamen in Paaren, gingen langsam zwischen den Allee-bäumen, und manchmal näherte ein Gesicht sich dem andern.

Schon toste von Weitem die Stadt, sie hörte das Bimmeln der Tramwagen und das Rattern der Busse. Die Alleen öffne-

ten sich, und es wurde hell; in die Stadt reichte die Dämmerung noch nicht.

Anka setzte sich in einen Tramwagen. Die Füße taten ihr weh, und im Kopf war ihr ganz komisch: Alles um sie herum wankte und schwankte; wenn sie eines der hohen Häuser ansah, neigte es sich langsam, immer weiter, erzitterte schließlich und verlor sich in Nebel. Darum hätte sie gern die Augen geschlossen, sich niedergelegt, geschlafen.

Bald war die lange Straße zu Ende und Anka stieg aus. Von der Fahrt waren ihre Beine noch steifer geworden, sie ging schwer und stieß mit der Schachtel gegen die Leute. Sie achtete nicht darauf, wo sie ging, und verirrte sich zuweilen an fremde Orte der Altstadt, in enge, dunkle Gassen, wo jüdische Trödler ihre Läden hatten.

Sie blieb stehen und lächelte über sich selbst und ihre Müdigkeit.

Das kommt vom Bier ... aber ich wollte doch ... wollte doch ...

Auf einmal fiel es ihr ein, sie sah sich um und begab sich rasch auf die große Straße, wo die Omnibusse standen, die in die Vorstadt fuhren. Bevor sie einstieg, ging sie noch von Geschäft zu Geschäft und kaufte schöne und gute Sachen für die Mutter und den Bruder und die zwei Schwestern: Kuchen, Torten, für den Bruder ein hölzernes Pferd und ein Pfeifchen, für die Mutter ein Spitzentuch, für die Schwestern zwei schön gesäumte Schürzen. Ihr Blick war unruhig, die Stirn lag in Falten: Sie fand nicht das Richtige und es gab so viele Sachen. Sie stand auf der Straße und dachte nach, was sie kaufen sollte – sie hätte gern alles gekauft, doch alles ging nicht in die Schachtel. Und ihre Lippen schwollen vor Glück: Wie würden sie schauen und Anka bewundern! ... Auf all die guten und schönen Sachen legte sie den großen Maiglöckchenstrauß.